

Jakob Hermann Obereit : ein Beitrag zur Geschichte der Mystik und des Aberglaubens

Autor(en): **Ischer, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **22 (1916)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-129047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jakob Hermann Obereit.

Ein Beitrag zur Geschichte der Mystik und des Aberglaubens
Von Dr. Rudolf Fischer.

Es ist eine eigentümliche, aber in der menschlichen Natur begründete Erscheinung, daß der Aberglaube kein dankbareres Feld findet als zu Zeiten, da die Vernunft ihre Alleinherrschaft besonders laut verkündet. Die Lust einer Welt, in der es keine Rätsel mehr gibt, ist zu dünn für die Großzahl der Menschen. Krankheit und Seelenleid, die sich bei den Uebervernünftigen vergeblich nach Heilung und Trost umsehen, schauen dann aus nach ungewöhnlicher Hilfe, und es wird frechen Betrügern wie selbstbetrogenen Schwärmern nur zu leicht, die Menge zu täuschen.

Das achtzehnte Jahrhundert nannte sich in seiner zweiten Hälfte mit Stolz das aufgeklärte. Aufgeklärte Fürsten wie Friedrich der Große und Joseph II., Schriftsteller wie Voltaire und Lessing und der große Troß von Geistern, die die gleichen Bahnen wandelten, Einfluß der Richtung in allen Gebieten des menschlichen Wissens, angesehenene Zeitschriften, die sich die Verbreitung des Lichtes zur Hauptaufgabe machten, all das schien der Finsternis des Aberglaubens keinen Raum mehr zu lassen.

Es war dafür gesorgt, daß die platte Nüchternheit des Allesverstehens nicht alles verdrängte, was

sich nicht messen und berechnen läßt. Die größten Denker und Menschen der Zeit, Kant, Goethe, Schiller, wandten sich von der Menge der eigentlichen Aufklärer ab. In die Tiefe des Volkes war die Erleuchtung aber überhaupt nie gedrungen. Da wucherte der Wunder- und Aberglaube desto kräftiger, je lauter die Weisen in Berlin verkündeten, das Reich der klaren Vernunft wachse von Tag zu Tag. Jeder, der Wunder versprach, fand nach wie vor gläubige Anhänger.

Im Jahre 1774 trat der katholische Pfarrer Johann Joseph Gafner, erst zu Klösterle, dann zu Ellwangen, als Teufelsbanner und Wundertäter auf. Er heilte Höcker, Kröpfe und Epilepsie durch bloßes Handauflegen und hatte großen Zulauf. Als Teufelsbanner zog er im Salzburgischen und Würzburgischen umher. Er gab sogar ein Büchlein heraus unter dem Titel: „Des wohllehrwürdigen Herrn Johann Joseph Gafners, der Gottesgelahrtheit und des geistlichen Rechtes Kandidaten, seeleifrigen Pfarrers in Klösterle, Weise fromm und gesund zu leben, auch ruhig und gottselig zu sterben, oder nützlicher Unterricht wider den Teufel zu streiten durch Beantwortung der Fragen: 1. Kann der Teufel dem Leibe der Menschen schaden? 2. Welchen am meisten? 3. Wie ist zu helfen? Mit Erlaubnis geistlicher Obrigkeit. Rempten 1774.“ In diesem Büchlein stellte Gafner eine förmliche Lehre auf über die Macht des Teufels, den Menschen körperlich zu schaden, besonders den Zornmütigen, den Aengstlichen und den Melancholischen. Die Geplagten unterschied er als Angefochtene (*circumsessi*), Ver-

zauberte (obsessi) und Besessene (possessi). Daß es Zauberer und Hexen gebe, bewies er aus der Bibel und den Kirchenvätern. Dann gab er Anweisungen, wie der Teufel zu bekämpfen sei, und endlich eine Segens- und Befehlsformel, die das „Schrällein“ und die „Trudt“ (das Abdrücken), allerhand Krankheiten vertreiben und besonders auch die teuflischen Hindernisse bei Zeugung und Geburt beseitigen sollte. Auch gegen Gespenster, schädliches Ungeziefer, Hagel und Ungewitter war die Formel gut. Selbstverständlich, wenn auch nicht ausgesprochen, war es, daß die Formel nicht in jedermanns Munde ihre Wirkung tun konnte. Da mußte dann eben der begnadete Erfinder her, und so verrichtete er seine Wunderkuren, und die Menge strömte ihm zu. Auch Lavater, immer begierig, seinen Wunderglauben bestätigt zu finden, reiste im Jahre 1778 zu Gafner. Er fand „die Tatsachen gewiß, das System aber noch der Untersuchung bedürftig“. Der Unfug wurde immer größer. Selbst geistliche Fürsten, wie die Erzbischöfe von Prag und Salzburg, traten dagegen auf, und endlich machte eine Verfügung des Kaisers an den Fürstbischof zu Regensburg dem Treiben ein Ende. Gafner starb 1779 als Pfarrer zu Bondorf bei Regensburg.

Um die gleiche Zeit machte ein Leipziger Kaffee- wirt viel von sich reden. Dieser Mann, Schröpfer mit Namen, lehrte den Weg zur Vollkommenheit der menschlichen Natur und zum Glück. Die Seele sollte durch Bußübungen von der Sinnlichkeit abgezogen und der Gemeinschaft mit den geistigen Wesen zugeführt werden. Er fand großen Zudrang.

Zuerst mißbrauchte er seine Zugehörigkeit zum Freimaurerorden zur Förderung seiner Absichten. Als er dann wegen allerhand Stänkereien aus der Loge ausgeschlossen worden war und seine Wirtschaft unter den Hammer kam, warf er sich erst recht mit aller Kraft auf das Wunderwesen. Er zog als Wundermann im Lande umher und versprach den Frommen Verkehr mit den seligen Geistern und den Wundergläubigen Erschließung der geheimen Naturkräfte. Mehr noch wirkte natürlich das Versprechen, den Gläubigen verborgene Reichtümer zu verschaffen. Er beschwor Tote und ließ sie reden. Dabei durften die Zuschauer sich nur in einem Winkel des Zimmers aufhalten, und der Geisterbanner drohte ihnen das Fürchterlichste, wenn sie die gezogenen Schranken überschritten. Er bereitete sie durch lange Gebete und dreitägiges Fasten vor, und einigen gab er auch starken Bunsch zu trinken, bevor die Beschwörungen begannen. Dann sahen sie, was sie wollten. Schröpfers Ruf verbreitete sich gewaltig. Er war aber sehr vorsichtig und ließ nur solche Leute zu, die er vorher sorgfältig geprüft hatte. So war er sicher, daß niemand dazukam, der ihn hätte entlarven können. Niemand durfte übrigens bei den Beschwörungen Metall auf sich tragen, also natürlich auch keine Waffen. Schröpfer hatte einige Zeit großen Erfolg und nahm den Betörten viel Geld ab. Als er sich aber in seine Versprechungen so verwickelt hatte, daß er keinen Ausweg mehr sah, erschoss er sich am 8. Oktober 1774 im Rosental bei Leipzig. Er spielte den Betrug sogar noch über seinen Tod hinaus. In hinter-

lassenen Briefen drohte er, daß die ihm folgen müßten, die er rief, und versprach, um Weisnachten werde eine unbekante Person alle seine Schulden bezahlen.

Weit größeres Aufsehen als Schröpfer erregte Franz Mesmer (1733—1815), der Erfinder des tierischen Magnetismus, geboren zu Iznang am Bodensee. Nachdem in Wien, wo er zum Doktor promoviert hatte, seine magnetischen Kuren als Betrug entlarvt worden waren, begab er sich nach Paris und hatte dort den größten Erfolg. In großen Sälen übte er seine magnetische Kunst mit vielen Gehilfen aus. Krämpfe und Zuckungen sollten die Heilung herbeiführen, verursachten aber in mehreren Fällen Verschlimmerung oder gar den Tod. Der König ließ die Sache durch gelehrte Kommissionen von Ärzten und Professoren untersuchen. Die angeblichen Heilungen wurden als Schwindel oder Wirkung der Einbildungskraft nachgewiesen. Mesmer wandte sich nach England und kehrte später nach Deutschland zurück. Seine sogenannte Wissenschaft blieb nicht ohne Anhänger und Fortsetzer. Lavater ergriff auch den Mesmerismus mit Begier. Er wandte den Magnetismus sogar bei seiner Frau und andern Kranken an, wie er sagt, mit gutem Erfolge.

Der berühmteste oder berüchtigtste dieser Wundertäter war Cagliostro. Seine Schwindeleien, die mit denjenigen Schröpfers Verwandtschaft zeigen, haben durch die Halsbandgeschichte historische, durch Goethes „Groß-Cophta“ und Schillers „Geisterseher“ literarische Berühmtheit erlangt und sind bekannt genug.

Es fehlte der Aufklärungszeit auch nicht an eigentlich religiösen Wundertätern. Benedikt Joseph Labre, ein Bettler und Schwärmer, gestorben 1783 zu Rom, verrichtete nach seinem Tode die größten Wunder und Heilungen unter gewaltigem Andrang und mit dem Einverständnis der Kirche.

Die Alchimie war nicht ausgestorben. Der Arzt James Price endete im gleichen Jahre 1783 durch Selbstmord, weil er das angeblich entdeckte Geheimnis der Goldmacherei nicht beweisen konnte.

So war die Zeit reich an seltsamen und abenteuerlichen Erscheinungen, und die Führer der Aufklärung, Nicolai mit seiner Allgemeinen deutschen Bibliothek und Gedike und Biester mit ihrer Berliner Monatschrift, fanden genug zu tun, den immer wieder lustig ins Kraut schießenden Aberglauben auszurotten. Neben jenen großen und berühmtesten Mystikern gab es eine große Zahl kleinerer, mehr oder weniger harmloser oder merkwürdiger. Alle Abstufungen waren vertreten, von den großen Schwindlern bis zu den stillen Einsamen, welche die Weltverbesserung auf den kleinsten Kreis beschränkten. Allen gemeinsam war die Auflehnung gegen die gleichmachende Herrschaft des nüchternen Verstandes, die Betonung des Rechtes des einzelnen, dann Ursprünglichkeit, Kraft und Geist als Schlagworte, Uberschwänglichkeit des Gefühls, dann wieder Zerflossenheit und mystische Versenkung. Rousseau und Nachfolger Jakob Böhmes wirkten mit gleicher Macht. Der Gottespürhund und Kraftmensch Kaufmann aus Winterthur und der süßliche Leuchsenring waren ja Zeitgenossen.

Das war der Boden, das der Dunstkreis, dem der Mann angehörte, mit welchem die folgenden Blätter sich beschäftigen.

Jakob Hermann Oberreit wurde am 2. Dezember 1725 zu Arbon am Bodensee geboren, unweit der Gegend, wo Mesmer das Licht der Welt erblickte. Der Vater, Ludwig Oberreit, war angestellt bei einem Kaufmann in Arbon. Oberreit strich aus seinem Namen das eine der beiden r, aus welchem Grunde, ist unbekannt. Den ersten Unterricht erhielt der Sohn durch den Vater. Schon 1732 siedelte die Familie nach Lindau über. Ludwig Oberreit wurde dort Buchhalter beim Rentamt oder Rentschreiber und bekleidete dieses Amt viele Jahre lang. Beide Eltern waren religiös-mystischen Neigungen zugetan, besuchten keine Kirche und lebten mit der Geistlichkeit auf gespanntem Fuße. Der Vater Oberreit betrieb eine ungeheuerliche und ungeordnete Lektüre auf allen Gebieten und vererbte diese Leidenschaft auf den Sohn. Der Unterricht stützte sich auf alte Schriftsteller, besonders Nepos, Plutarch und Valerius Maximus, aber weit mehr noch auf mystische Schriften. Den ersten Rang nahmen die Bücher der Madame Guyon ein. Diese Frau, mit vollem Namen Jeanne Marie Bouvier de la Motte-Guyon (1648—1717) lehrte in ihren zahlreichen, auch ins Deutsche übersetzten Büchern den Quietismus, die völlige Ruhe der Seele durch Versenkung in Gott. Sie wurde von der Kirche verfolgt und zeitweise sogar in der Bastille gefangen gehalten. Aber ihre Lehren gewannen große Verbreitung auch im protestantischen Deutschland und in der Schweiz.

Karl Philipp Moriz erzählt in seinem „Anton Reiser“ viel von ihr und dem Einfluß ihrer Lehren. Vater Oberreit ging aber in dieser quietistischen Richtung nicht auf; er studierte ebenso eifrig alchimistische Bücher, suchte den Stein der Weisen und vererbte auch diese Neigung dem Sohne. Dazu las der junge Oberreit alles, was ihm nur immer unter die Hände kam, erwarb sich eine erstaunliche Belesenheit, aber zugleich den bei Autodidakten nicht seltenen Dünkel des Alleswissens. Dazu kam die mystische Gesinnung der Familie. Wir hören nur von einem Bruder, der Mathematiker in Dresden und ein ganz vernünftiger Mann gewesen sein soll. Jakob Hermann dagegen glaubte, in die tiefsten Geheimnisse der Gottheit und der menschlichen Natur eindringen zu können, und hielt sich zu den größten Dingen berufen. Die religiöse Neigung in ihm war stark genug, daß er Theologie zu studieren wünschte. Dem aber stand die Art seiner Erziehung ebenso sehr im Wege wie die Kirchenfeindlichkeit der Eltern und besonders der Mutter. So kam Oberreit im Jahre 1740 bei einem Wundarzt in Arbon in die Lehre. Das entsprach nun allerdings seinen hochfliegenden Plänen wenig; denn die Wundarzneikunst galt zu jener Zeit eher als Handwerk, und die wissenschaftlich gebildeten Aerzte schauten mit Verachtung auf die Chirurgen herab. Oberreit machte die Lehrzeit durch und wurde 1743 in St. Gallen fähig erklärt, die Wundarzneikunst auszuüben. Er ging dann einige Jahre auf die Wanderschaft. Der Magistrat von Lindau betrachtete den jungen Mann offenbar als fähig zu einer

nützlichen Tätigkeit; denn er bewilligte Obereit ein Stipendium, damit er sich als Wundarzt und Geburtshelfer auf einer Hochschule weiter bilden könne. Obereit ging nach Halle und ein Jahr darauf nach Berlin. Statt sich aber auf die Medizin zu werfen, studierte Obereit hauptsächlich Chemie, in der Hoffnung, für seine alchimistischen Träumereien Nutzen zu gewinnen, trieb Philosophie, aber befangen von seinen mystischen Anschauungen, und pflegte die sog. schönen Wissenschaften. Er las wieder sehr viel, besonders Dichter, Homer, Vergil, Tasso und die ersten Gesänge von Klopstocks „Messias“. Diese Beschäftigung regte ihn an, sich selbst als Dichter zu versuchen, und er schrieb eine Menge von Gedichten jeder Art, für die er jedoch keinen Verleger fand. Aber er schickte diese Gedichte mit sonderbaren Briefen an Bekannte und Unbekannte. Eine Epistel in furchtbaren Hexametern an Bodmer vermittelte ihm die Bekanntschaft mit dem Zürcher Gelehrten. Eine Zeit lang diente Obereit dann als Compagniefeldscherer, aber es ist darüber nichts Näheres bekannt, da er in seinen Schriften, wo er von sich selbst spricht, über hochtrabenden Betrachtungen das Verständliche vergißt. Auf der Heimreise besuchte er den hugenottischen Separatisten Saint Georges de Marsay in Godelsheim bei Arolsen. Im Juni 1750 kam Obereit in Lindau an.

Der nun Fünfundzwanzigjährige eröffnete seine Praxis als Chirurg und Geburtshelfer. Seine Lese- wut, die sich jetzt besonders auf Einsiedler, Heilige und Kirchenväter bezog, seine poetischen und alchimistischen Versuche füllten aber den größten Teil

seiner Zeit aus. Die Patienten hatten kein großes Vertrauen zu ihm. Seine Freunde und die Gelehrten, die er mit seinen langen Briefen belästigte, sprachen ihm ihre Bewunderung für sein Wissen aus, rieten ihm aber davon ab, etwas drucken zu lassen, da es ihm ganz unmöglich war, Ordnung in die Masse seiner Kenntnisse zu bringen. Obereits Begier, alles zu wissen und an allen Bestrebungen teilzunehmen, hatte aber doch einmal einen wertvollen Erfolg. Durch den brieflichen Verkehr mit **Bodmer** wußte er von dessen Bemühungen um die Wiedererweckung der mittelhochdeutschen Literatur. Bei einem Ausfluge nach dem Vorarlberg sah er auf Schloß Hohenems die Handschrift C des Nibelungenliedes und berichtete darüber im Juni 1755 an Bodmer. Die Bemühungen Bodmers hatten zur Folge, daß er die Handschrift erhielt und abschreiben durfte. Danach veröffentlichte Bodmer den zweiten Teil des Liedes in seiner ersten Ausgabe (1757). Obereit war also der Entdecker des Nibelungenliedes, und dieses Verdienst soll ihm unvergessen bleiben.

In diese Zeit fallen die ersten Beziehungen Obereits zu **Wieland**, wohl durch Bodmer vermittelt. Wieland suchte aus der Vielwifferei des sonderbaren Menschen Nutzen zu ziehen. Er wechselte Briefe mit ihm und schrieb über ihn auch an seine Freunde. Johann Georg Zimmermann in Brugg hatte in seinem Buche „Ueber den Nationalstolz“ (1758, S. 142 f.) die „reizende Aspasia“ gerühmt und geschrieben: „Der Umgang eines solchen Frauenzimmers hat einen so besonderen Nachdruck, uns

das freie und aufgeräumte Wesen mitzuteilen, ohne welches alles Leben tot ist, daß man keinen Augenblick anstehen darf, in dieser Absicht, eine Aspasia, eine Sapho, oder eine Ninon einer heiligen Paula, oder einer heiligen Theresia vorzuziehen.“ Wieland las ihm darüber am 14. Februar 1758 die Leviten und schrieb: „Aber wissen Sie auch, daß Sie Herrn Obereit provocirt haben, da Sie eine Ninon einer S. Theresie vorziehen?“ Er selber fand, daß die mystischen Ausschweifungen sehr begreifliche Ursachen hätten, „en dépit de votre confrère Oberreit.“ Als Zimmermann dann daran ging, seine „Betrachtungen über die Einsamkeit“ (1756) weiter auszuarbeiten, schrieb ihm Wieland am 7. September 1758: „Aber fahren Sie säuberlich mit den Mysticis, und wenn Sie ja Böses von ihnen sagen müssen, so wählen Sie die gelindesten Ausdrücke. Wenn Sie von diesen Leuten und den alten Anachyreten am besten wollen informirt sein, so melden Sie sich bei Herrn Oberreit in Lindau. Sie brauchen ihm nur Ihre Fragen kurz und bestimmt vorzulegen, so wird er Ihnen mit Freuden unermessliche Antworten geben. Er ist eine lebendige Bibliothek von allen dergleichen Sachen.“ Zimmermann wandte sich nun zwar nicht selbst an Obereit, aber Wieland übermittelte ihm am 18. Oktober 1758 einen Brief Obereits, der sich wohl auf diese Dinge bezog. Wielands Verhältnis zu Obereit war ein etwas sonderbares. Er schätzte an dem Schwärmer die Belesenheit, hegte eine gewisse, freundschaftliche Gesinnung gegen ihn und betrachtete ihn dann doch als einen Halbnarren. So schrieb er in einem nicht datierten, aber in dieses Jahr fallen-

den Brief an seinen Freund Martin Künzli in Winterthur („Wieland und Martin und Regula Künzli“ von Ludwig Hirzel, 1891, S. 171): „Sehen Sie, was es nach sich zieht, wenn man die beste Welt behauptet! Ich bin ersucht worden, beiliegendes Schreiben nebst einem dazu gehörenden Aufsatz dem Hrn. Verfasser der Abhandlung des Pope all is right, mit dem Symbolo πάντα δο κινάεστε, zu übersenden; und ich habe dieses officium humanitatis nicht abschlagen können, ob ich gleich besorgen mußte, es möchte Ihnen nicht angenehm sein, mit diesem seltsamen aus einem Scholasticus, Mysticus, Scepticus, Medicus, Chirurgus und Poeten zusammengesetzten animali hybrido zu tun zu kriegen. Es wird allenfalls Ihnen nicht mehr zugemutet, als daß sie seine barbarische Prose und seine Paralogisma lesen sollen. Sie werden diese Personage am besten aus ihm selbst kennen lernen. Er ist ein irrender Ritter, der, es koste, was es wolle, die Wolfianer aus dem Sattel heben will, und im übrigen ein sehr guter Mensch. Er hat mich schon Jahre lang mit seinen Disputen und Correctionen übel geplaget, sonderlich wegen des Schreibens an den Verfasser der Dunciade. Wie er aber sah, daß ich teils zu obstinat, teils zu träg sei, mich mit ihm einzulassen, so beschloß er, sich an Sie zu wenden. Er kann nicht ruhen, bis die Sache, wie er es nennt, im Reinen ist. Sehen Sie nun selbst zu, was mit ihm anzufangen ist. Ich besorge, es werde ihm nur zu Antichra zu helfen sein.“ Trotzdem Wieland hier Obereit mit Nieswurz aus Antichra, dem bekannnten Mittel der alten Griechen gegen

Verrücktheit, bedenken wollte, blieb er doch auch weiterhin mit ihm in Verbindung. Er schrieb am 8. November 1762 aus Biberach an Zimmermann: „Agathon est encore en prison chez mon ami, le très mystique Mr. Obereit, à qui je l'ai confié, non qu'il m'en donne son avis (ce qu'il fera cependant sans être prié) mais pour qu'il m'en cherche un libraire.“ Merkwürdig ist es, daß der gute Obereit, der für seine eigenen Erzeugnisse keinen Buchhändler finden konnte, Wieland einen Verleger für den später so berühmt gewordenen Roman „Agathon“ suchen sollte. Jedenfalls erschien das Werk dann ohne Obereits Vermittlung. Das erwartete Urteil aber blieb nicht aus. Zimmermann vernahm es von Wieland am 20. Dezember des gleichen Jahres: „Der Discours des Hippias enthält nach dem Urteil meines Freundes Obereit sehr verführerische Sachen.“ Und am 19. Januar 1763 schrieb Wieland über den „Agathon“ an Zimmermann: „Wenn er nun auch dem kalten [Vincent Bernhard] Tscharner und der subtilen Julie [Bondegli] gefällt, wem wird er nicht gefallen, da er selbst dem mystischen Obereit gefallen hat?“ — Wieland war damals Kanzler der freien Reichsstadt Biberach und zugleich Hofpfalzgraf und hatte als Inhaber dieser von Kaiser Karl IV. gestifteten Würde das Recht, akademische Würden zu verleihen. Er ernannte also als Comes Palatinus seinen Freund Obereit zum Magister der Weltweisheit und machte ihm damit vielleicht die größte Freude seines Lebens. Obereit nannte sich von da an Doktor der Philosophie.

Zum erstenmal brachte er in diesen Jahren eine seiner Schriften zum Druck. Es war die „Universalis confortativa medendi Methodus“, Carlsruhe 1767. Sie trug ihm die Mitgliedschaft der bairischen Akademie der Wissenschaften zu München ein. Seine Bemühungen blieben also nicht ohne Erfolg; aber statt sich zu beschränken, zersplitterte er sich nach wie vor in mystischen und alchimistischen Grübeleien und belästigte alle Leute, deren er habhaft werden konnte, durch Vorlesen seiner Manuskripte oder durch Zusendung solcher mit dringlichen Briefen. Zimmermann erzählt von einem Erlebnis Sulzers, Lavaters und des Malers Füßli im Jahre 1762. Als die drei Männer auf der Durchreise nach Berlin in Lindau waren, erschienen Obereit im Posthause und las ihnen stundenlang seine „philosophischen, mystischen, patristischen, theologischen, physischen, mathematischen, lateinischen, griechischen, medizinischen, chemischen und alchimischen“ Schriften vor. Am nächsten Morgen früh um vier Uhr, als sie mit der Post abfahren wollten, kam Obereit nochmals mit einem neuen Pack von Handschriften und den Worten: „Ich bin auch ein Poet!“

Das Zusammentreffen blieb nicht ohne Wirkung auf Lavater. Der edle und geistvolle Physiognomiker und Zürcher Pfarrer suchte eben überall Anknüpfung, wo er für seinen Glaubensdrang etwas zu finden hoffte. Er begann einen Briefwechsel mit Obereit, und seine Briefe an den Lindauer Schwärmer sind erhalten. Darin wurden alle Nachrichten von Hellsehern, von Erscheinungen und angeblichen

Wundern besprochen. Obereit führte Lavater zu den Schriften der Quietisten, wie Poiret und Marsay. Lavaters Sehnsucht nach dem heiligen Geist, seine Erwartung, im Besitze des heiligen Geistes Wunder wirken zu können, verleitete ihn im Verkehr mit Obereit zu seinem bedenklichsten Schritt auf diesem Gebiet. Obereit hatte eine Dienstmagd, die in unmittelbarem Verkehr mit Gott zu stehen behauptete. Er nannte sie Emphyraea. Lavater legte nun einem Briefe an Obereit am 24. September 1769 eine Zifferschrift für Emphyraea bei, worin er um Auferweckung eines verstorbenen Freundes bat. Allen Ernstes scheint er eine Zeitlang an die Möglichkeit eines solchen Wunders und die Bestätigung seines Hoffens geglaubt zu haben. (S. von Schultheß-Rechberg: „Lavater als religiöse Persönlichkeit“, in der Denkschrift, Zürich 1902, S. 229 u. 230 f.) Da Lavater sogar mit Gafner in Verkehr kam, ist es nicht zu verwundern, daß er bei dem närrischen, aber harmlosen Obereit Hilfe suchte. Aber auch der harmloseste mystische Schwärmer ist eine Gefahr für ähnlich veranlagte Gemüter.

Obereits Vater verlor um diese Zeit sein Amt, und die Familie kam in große Bedrängnis. Da raffte sich der Schwärmer auf und arbeitete selbst nach dem Zeugnis seiner Gegner wacker in seinem Beruf und als Hülfсарbeiter für andere Gelehrte, um die Seinigen über Wasser zu halten. Daß er jetzt mehr wie je seine ungedruckten Schriften zu veröffentlichen suchte und sich deshalb an berühmte Männer wandte, ist begreiflich. Ein Brief Obereits an Haller ist auf der Berner Stadtbibliothek er-

halten. Er mag als Beispiel für Obereits Schreibart hier folgen.

Lindau im Bodensee d. 2. Jan. 1773.

Hocherlauchter,

Hoch zu verehrender

Herr Präsident!

Hoch geneigtester Patron!

Ew. Excellenz letzteres angenehmes habe zu meinem Vergnügen wohl erhalten, so aber bald durch anderweitige Nachricht, daß der theuerste Herr Sulzer in Berlin gefährlich krank, in Leid verwandelt; nun wollte die dahin sonst versprochene neue Schrift von der Freyheit, der Quelle der unermesslichen Strahl-Harmonie, Ew. Exc. herzuschicken, diese nebst der vorigen vom Natur-Entwurf und der Material-Ideengeburt aus dem Geist hochgeneigtest einem Ew. Exc. anständigsten Buchhändler zu übergeben, um welche hohe Güte tiefsergebenst ersuche. Ja fast das ganze vorige Jahr aufs genaueste als möglich über die Generalphysic nach mehr als 20 jährigen allgemeinen und vielfältigen Beobachtungen gearbeitet und mit der sauren Arbeit bisher noch nichts gefangen, auch die Kleinheit und Dürftigkeit hiesigen Orts mich nichts beträchtliches practisch erwerben läßt, so bitte um huldreichste Vergabung, daß mich nebst meinem im Alter tiefest verunglückten l. Vater zu dieser mir dringendsten Zeit an Ew. Exc. hochmitleidigste Großmut wende, mir von einem menschenfreundlichen Verleger ein exträglich honorarium für die 3 kleinen Mscpta mildgütigst zu vermitteln und zukommen zu lassen,

für welche hohe Schuld ich unsterblich verbunden seyn werde, und künftig dann mit beliebten neuen Materien dieser Zeit gemeinnützigen Weg auf anderföglische Art versuchen.

Der Herr, der Welten krönt mit ewig neuer Milde,
Sei unserm Hüller selbst zum Schilde.

Die Krone seines Thuns, des Herzens höchste Wonne
Und Quell der Herrlichkeit und Sonne.

Weit über alle Höh' die unterm Monde blüht,
Sei ewig fest sein Wohl wie sein Gemüt.

Mit tiefster Herzensverehrung verharre Ew.
Erc. tiefverbundenster Diener

Oberreit, Ph. Dr.

Die Bedrängnis war also groß. Die Zeit gefiel sich in solch ersterbender Demut in Briefen an berühmte Männer. Oberreit's Stil ist aber sein Eigentum. Ebenso weitichweifig und unklar wie dieser Brief, ja noch ärger sind seine gedruckten Schriften. Dem Manne, der da so de- und wehmütig schrieb, standen aber auch ganz andere Töne zur Verfügung, wenn er für die Wahrheit oder das, was er dafür hielt, glaubte eintreten zu müssen.

Im Jahre 1773 erschien Zimmermanns kleine Schrift „Von der Einsamkeit“. Das harte Urteil, das darin über die Mystiker und Anachoreten gefällt wurde, erbitterte Oberreit, der ja schon nach Wielands Worten der gründlichste Kenner dieser Menschen sein sollte. Er schrieb eine Widerlegung unter dem Titel „Ein Zimmermanns-Handlanger von Liebes-

Enthusiasten, und der allerfrehesten Republik der Einsamen. Kirriath Sepher der Freymaurerinnen. Im Jahre der Welt 7275, aus der Bergschottenloge, sub Rosa.“ Das war der Beginn des Streites, den ich an anderer Stelle ausführlich besprochen habe. Hier soll nur in aller Kürze des Zusammenhangs wegen davon die Rede sein. Obereit schickte diese Schrift, die von den heftigsten Ausfällen gegen Zimmermann wimmelte, im Manuscript an diesen selbst und beschwor ihn, sie drucken zu lassen, da er keinen Verleger finde. Zimmermann antwortete auf dieses wirklich eigenartige Ansinnen zunächst nicht; als ihm aber Obereit in immer neuen Briefen heftig zusetzte, gab er die Schrift unter dem verständlicheren Titel „Verteidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens“ mit einer Vorrede und dem letzten Briefe Obereits im Jahre 1775. heraus, ohne den Text im geringsten zu ändern. Obereit hatte nun seinen Willen, gab sich aber doch nicht zufrieden, sondern bekämpfte den Gegner noch weiter, bis er selbst endlich gründlich abgefertigt wurde.

Im Jahre 1776 erschien inzwischen eine andere Schrift Obereits: „Ursprünglicher Geister- und Körper-Zusammenhang, nach Newtonischem Geist. An die Tiefdenker in der Philosophie. Augsburg 1776“. In diesem Jahre begann aber, nach dem Tode des Vaters, Obereits unstätes Wanderleben. Seines Bleibens war in Lindau nicht mehr. Er hoffte, anderswo seine Geheimnisse und sein Wissen besser verwenden zu können. Auf den Rat seiner Zürcher Freunde wandte er sich zunächst nach Winterthur. Dort verlor er seine Frau, die er acht Jahre

geliebt hatte, acht Wochen nach der Hochzeit. Sie war nach Zimmermann eines Posamentierers Tochter aus Lindau, Obereit aber nannte sie Psyche Emphraea. Ob sie mit jener hellsehenden Magd Emphraea ein und dieselbe Person war, wissen wir nicht. Obereit wollte in Winterthur Vorlesungen über die Philosophie des Lebens halten, aber er fand keine Zuhörer, und seine Ankündigung wurde verlacht und unterdrückt. Da warf er sich mit neuem Eifer auf die Goldmacherkunst und hoffte, das Geheimnis in kurzem ganz sicher zu entdecken. Ein Apotheker nahm ihn bei sich auf und stellte ihm sein Laboratorium zur Verfügung. Daß Obereit bei seinem Charakter und seinem sonderbaren Bildungsgang steif und fest an die Möglichkeit glaubte, den Stein der Weisen zu finden, ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß sich überall noch Leute fanden, die zu alchimistischen Versuchen geneigt waren. Ihn selbst trieb nicht nur die Not zu der Hoffnung, mit einem Schlage reich und aus aller Drangsal befreit zu werden, sondern die Neigung war ihm ja schon in der Jugend von seinem Vater eingepflanzt worden und hing aufs engste mit seiner Mystik und Centralphilosophie zusammen. Das Verfahren der Alchimisten war kostspielig. Obereit verbrauchte in Winterthur sein wenig Geld, bis der Apotheker, der sich das Material bezahlen ließ und die Nutzlosigkeit der Versuche sah, ihn aufzuhören zwang. Der Goldsucher warf sich nun wieder auf andere Arbeit und verfaßte eine neue Schrift zur Verteidigung seiner religiös-mystischen Anschauungen unter dem Titel: „Gamaliels, eines

philosophischen Juden, Spaziergänge über die Berlinischen Betrachtungen der Wundergaben, Schwärmerei, Toleranz, Spöterei und Priesterschaft“, erschienen im Jahre 1780 mit dem angeblichen Druckort Konstantinopel.

Auf einmal zeigte sich ihm eine neue Aussicht, den Stein der Weisen zu finden. Ein reicher Bauer und Brenner, Hauptmann Bürcki, der in der Nähe der Stadt Bern ein großes Landgut besaß, rief ihn zu sich. Obereit sollte in Bürckis Laboratorium seine Versuche anstellen und zugleich die Kinder des Hauptmanns unterrichten. Aber die Herrlichkeit dauerte nur sechs Wochen. Obereit fand kein Gold und zeigte sich als Lehrer unbrauchbar. So mußte er nach Winterthur zurückkehren. Aber er hatte in Bern einen reichen Ratsherrn kennen gelernt, der sich auch mit Alchimie abgab, und mit dem er seither Briefe wechselte. Dieser Mann lud ihn zu sich, und Obereit hatte schon sein Gepäck nach Bern geschickt, als der Berner Ratsherr seinen Entschluß plötzlich änderte und ihm seine Sachen zurückschickte. So zerschlug sich auch diese Hoffnung. Dr. Diethelm Lavater in Zürich, der Bruder Johann Jakobs, nahm dafür Obereit in seinem Hause auf, ließ ihn in seinem Laboratorium arbeiten — er beschäftigte sich neben seiner ärztlichen Praxis auch mit Chemie — und behielt ihn längere Zeit bei sich. Von weiteren alchimistischen Versuchen Obereits hören wir lange nichts. Daß auch der unklare Schwärmer immerhin Leute fand, die vorübergehend an seine Goldmacherkunst glaubten, erklärt sich aus dem Wunsche, reich zu wer-

den, durch welches Mittel es immer sei. War nun der Mann, der das Geheimnis zu besitzen behauptete, selbst ein armer Teufel wie Obereit, so genügte den Gläubigen die Erklärung, nur die Armut habe bisher den Erfolg vereitelt. Törichter waren ja übrigens die Goldsucher nicht als so viele andere zu allen Zeiten, die auf Grund unklarer Vorstellungen etwas erfinden wollen.

In Zürich schrieb Obereit eine neue Schrift zur Verteidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens, wieder mit vielen Angriffen gegen Zimmermann. Sie erschien dann, von dem Snabrücker Conrektor Kleufer sprachlich bearbeitet, im Jahre 1781 unter dem Titel „Die Einsamkeit der Weltüberwinder, nach innern Gründen erwogen von einem lakonischen Philanthropen“ und war, weil Kleufer sie nicht nur stilistisch säuberte, sondern auch inhaltlich in Ordnung brachte, die vernünftigste und lesbarste von allen Schriften Obereits. Die Ausfälle darin aber gaben Zimmermann den Anstoß, sein großes, berühmtes Werk „Ueber die Einsamkeit“ zu schreiben.

Im Jahre 1781 verließ Obereit Zürich, und seine Beziehungen zu der Schweiz und zu Bern hörten damit auf. Er lebte noch lange, verfaßte auch noch mehrere, sonderbare Schriften, aber seines Bleibens war nirgends, und seine Verhältnisse kamen nie zu einem gesicherten Stande. Er begab sich zunächst zu seinem Bruder, dem Mathematiker, nach Dresden. Reisen führten ihn nach verschiedenen Gegenden Deutschlands, ob nun heilzdurstige Seelen sich durch seine Mystik und Centralphilosophie

wollten trösten lassen, oder ob es mehr auf seine angebliche Goldmacherkunst abgesehen war.

Am 5. August 1782 bekam ihn Zimmermann im Laden eines Goldarbeiters zum erstenmal zu sehen. Er beschreibt die äußere Erscheinung des Propheten bei dieser Gelegenheit folgendermaßen: „In dem ich mit diesem Künstler sprach, tritt eine wundersame Figur, in einem langen blauen Ueberrock, in gelben Pantoffeln, und einer kleinen, runden, schwarzen, wollenen Barucke, ohne Hut herein, stellt sich, nach einer freundlichen und tiefen Verbeugung, mit einer ganz äußerst seltsamen Drehung des Körpers und der Hände, fest wie ein Pfeiler neben mich und beuckt mich mit auffallender Neugier. Ich tat, als wenn ich das nicht sähe. Aber der Mann hatte mich, bei dem einzigen Blicke den ich auf ihn warf, ganz unglaublich frappiert. Er kam mir vor wie ein Betteljude. Aus den Pantoffeln merkte ich jedoch, daß er bei dem Goldarbeiter im Hause wohne, und einen äußerst ungewöhnlichen und gar nicht gemeinen Menschen verrieten mir, auf den ersten Blick, seine freie und erhabene Stirne, sein ehrliches Gesicht, seine hellen, kecken, schönen und doch zuweilen etwas verschobenen Augen, sein freundlicher Mund, und dann doch auch das Komische in der majestätvollen Empordrehung seines Kopfes, und sein spanischer Gang.“ So sah der Weltüberwinder in seinem siebenundfünfzigsten Jahre aus. Zimmermann lernte ihn kennen, lud ihn zum Essen ein, brachte ihn in Gesellschaft von Damen und hatte seinen Spaß mit ihm. Aber er wollte keinen vollständigen Frieden mit ihm schlie-

ßen; denn die zwei ersten Teile seines großen Werkes „Ueber die Einsamkeit“ waren schon vollendet, und darin wehrte er all die Angriffe Obereits ab. Was geschrieben war, sollte stehen bleiben, und die persönliche Bekanntschaft mit Obereit mußte ihm dazu dienen, einen Hauptschlag gegen den Angreifer zu führen, über dessen Leben er aus Obereits eigenem Munde und aus Nachrichten seiner Freunde vieles erfuhr. So wurde denn das achte Kapitel seines Hauptwerkes eine förmliche Streitschrift gegen Obereit. Es wäre ja edler gewesen, wenn er den Schwärmer hätte laufen lassen, wenn er die Ausfälle nicht beachtet, seine Entgegnung unterdrückt, den ganzen Streit aufgegeben hätte. Aber er wollte sich den unglaublich zudringlichen Obereit ein für allemal vom Halse schaffen und sich die beständigen Sticheleien nicht gefallen lassen. So schrieb er die Biographie Obereits in satirischer Färbung, gab aber doch viele wertvolle Einzelheiten und im ganzen ein Bild, das seinen kulturhistorischen Wert für die Kenntnis der Geisteszustände im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts behält.

Obereit blieb zwei Monate in Hannover, in häufigem Verkehr mit Zimmermann. Dann kehrte er nach Sachsen zurück. Am 12. November 1782 war der „Magus“ bei Goethe zu Tische, wie wir aus einem Briefe an Frau von Stein erfahren. Für längere Zeit fand er Aufnahme bei einem „Kavalier“, dessen Freundschaft er durch seinen „Weltüberwinder“ gewonnen hatte. Es war Andreas Nitzsch zu Mangeltsdorf in der Obernlausitz. Von dort aus machte er Reisen und Ausflüge über

allhin, wo man ihn haben wollte.. Im Juni 1784 ging er nach Leipzig und von da zu Wieland, seinem alten Freunde, nach Weimar.

Nun erschienen im Jahre 1784 die beiden ersten Bände von Zimmermanns Werk „Ueber die Einsamkeit“. Darin wurden an vielen Stellen Obereits Ansichten widerlegt und dem Spotte preisgegeben. Die Anachoreten, die Mönche, die Mystiker erschienen nicht, wie sie Obereit gesehen, als Ideale von Frömmigkeit und geistiger und körperlicher Gesundheit. Der „Apostel“ Obereit selbst erhielt wegen seiner Ausfälle gegen Zimmermann zur Vergeltung die Titel „Windkopf“, „borstiger Schwärmer“, „größter geistlicher Don Quichotte“. Das hatte er nicht erwartet, trotzdem ihm Zimmermann die Fortsetzung des literarischen Kampfes angekündigt. Er hatte sich doch in Hannover ganz als Zimmermanns Freund gefühlt, ihm die sonderbarsten Briefchen geschrieben, den „Zentralschlüssel zur Freimaurerei des Innersten“ geschickt, ein Gedicht unter dem Titel: „Auf der philosophischen Grundfeste von der ersten Directionslinie ins ewige Zentrum“ und einen „Lobgesang auf der erhabenen Justina Polaris Himmelfahrt in Genf am Tage Reginae“. Die ganze Geistesverfassung des mystischen Schwärmers zeigt sich schon in diesen Titeln. Er täuscht mit großen Worten zunächst sich selbst über seine unklaren Gedanken und Gefühle und sucht dann auch andere zu täuschen, d. h. zu befehren. In diesem Geiste war denn auch die letzte Schrift, die Obereit nach dem Erscheinen der ersten Bände von Zimmermanns Werk herausgab, um seine Mystik zu verteidigen,

die „Supplike an Philosophische Damen zur Befänftigung der großen flammenden Autorschaft „Ueber die Einsamkeit“ des königl. Großbritannischen Herrn Hofraths und Leibarztes Zimmermann in Hannover. In drei Aufwartungen von dem Verfasser der Einsamkeit der Weltüberwinder J. H. Obereit, der Philosophie Doctor, Leipzig 1785.“ Er richtete sein Büchlein an Frau von Döring, der Zimmermann sein Werk gewidmet hatte, und die Obereit in Hannover selbst kennen gelernt hatte. Die erste Aufwartung schrieb er noch in Leipzig, die zweite auf der Reise von Leipzig nach Weimar und die dritte „auf der Reise von Weimar zum Schild des Propheten in Gotha“. Er verteidigte sich besonders gegen die Benennungen, mit denen ihn Zimmermann bedacht hatte. In der eigentlichen Sache war sein Gegner mit der völligen Verurteilung des Einsiedlerlebens vielleicht ebenso sehr zu weit gegangen wie Obereit mit seiner blindschwärmerischen Verehrung. Seine Verteidigung wäre darum gar nicht so schlecht, hätte er nur klar zu denken und sich vernünftig auszudrücken verstanden. Jedenfalls versuchte er ehrlich, eine Vermittlung der Gegensätze anzubahnen.

Wir treten hier auf das Büchlein als Streitschrift nicht ein, nur einige Stellen wollen wir herausheben, aus denen sich schließen läßt, was Obereit sich eigentlich dachte.

Dem Mystiker, der als höchstes Ziel des Menschenlebens die geistige Vereinigung mit Gott betrachtete, mußte die Aufklärung als gefährlich erscheinen, ob sie nun mit der nüchternsten Vernunft

oder mit Witz und Satire ihre Ansichten verfocht. Wer religiöse Erhebung als Schwärmerei verlachte, der zerstörte damit das Beste im Menschen. „Auch ein Tempel ist höchst leicht in einer Stunde zerstört, nicht aber gebaut. Und ewige Fundamente lassen sich niemals zerstören. Zerwerfet, zertrümmert, senget und brennet alles rein von der Erde weg, was drüber ist, und die Mutter-Erde bleibt doch fest, wie der Vater mit aller Erden Himmel auch, in unendliche Höhe fort —.“ Aus dem witzig sein sollenden, mit gelehrten Anspielungen gespierten Wortschwall treten ab und zu wie Lichtblicke einfache Aeußerungen hervor. „Mystik“, sagt er, „soll ja nichts anderes sein, als lauter Leben mit Gott, in durchgängiger Absicht auf Ihn, das war in erster guter Einfalt natürlich, und brauchte keine wer weiß wie tiefe Philosophie, keine wer weiß wie große Arbeit an Seele und Leib, wie da man von der ersten Einfalt Himmelweit abgekommen war.“ — Jede große Begeisterung, meint er weiterhin, könne nur zu leicht als Schwärmerei lächerlich gemacht werden. „Denn wahrer und rechtschaffener Enthusiasmus von einer ausnehmenden Art hat insgemein im ersten Ansehen das Ansehen von Schwärmerei, es ist die leichteste Sache von der Welt, auch die wahrsten, die besten rechten Enthusiasten, die jemals waren und sein mögen, als Schwärmer anzusehen, zu malen —.“

An einer andern Stelle sagt Obereit, was er unter Theosophie versteht. „Der geringste Kenner des bloßen Buchstabens der Theosophie weiß, daß sie weder Herrenhuterei ist, noch Herrnhutische

Methode hat und gar nicht damit bestehen kann, denn alle Theosophie, wenn sie nur ein bißchen wahr sein soll, hat unendlich mehr mit Verstand, als mit den Sinnen zu tun, mit Verstand und gutem Sinne vom Höchsten her und wiederum zum Höchsten hin, alles zu beobachten. Und die ganze Religion, im gemeinen Sinne des Wortes, sei ihre einzige Angelegenheit? Der geringste Buchstaben-Kenner von Theosophen weiß, daß die ganze Natur, das All der Schöpfung, ihnen der Tempel Gottes ist, und daß die höchste Natur-Religion bei ihnen zu Haus ist, wo sie jemals in Geist und Kraft zu finden sein soll. In Verzückungen sollen sie wähnen, mit der Gottheit vereinigt zu sein? Der geringste Anfänger von Theosophie weiß, daß nichts als Gott-ähnlichkeit in Geist, Herz und Leben, also göttliche Tugend, ohne alle Verzückung mit der Gottheit vereinige, und ganz natürlich regelmäßig nach ewigen Gesetzen vereinige, und daß grundfeste Erfüllung des höchsten Gesetzes die Probe davon sei, wie sie der Zweck ist, wo der erfüllte Zweck die Seligkeit selbst mit sich bringt. Welcher Junge, der Gutes tut, weiß das nicht?"

Als eine Art Pantheismus gab also Obereit hier seine Theosophie; er verwarf die Verzückungen und sah die Vereinigung mit Gott in der Befriedigung über eine gute Tat. Aber er selber glaubte bei seiner Empyrea an eine ganz andere Art von Gottvereinigung; er glaubte an Heilheher und Wundertäter, und zu allen Zeiten seines Lebens lief ihm das Gefühl mit dem Verstande davon. Seine Goldmacherträume, seine Schriften voll Unsinn in

hochtönenden Worten bewiesen eben doch, daß er ein Mensch war, der nur zuweilen klar zu denken vermochte.

Gleichzeitig mit Obereits „Supplike“ erschien dann also die zweite Hälfte von Zimmermanns Werk und brachte am Anfang das Kapitel gegen Obereit unter dem Titel „Apologie gegen einen falschen Apostel der Einsamkeit“. Damit war der Streit entschieden und der mystische Schwärmer mit einem gewaltigen Streiche niedergestreckt. Da aber das Werk „Ueber die Einsamkeit“ am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und noch weit in das neunzehnte hinein zu den meistgelesenen Büchern gehörte, hatte Obereit seinem Gegner eine gewisse Berühmtheit zu verdanken.

Ueber die letzte Lebenszeit Obereits bleibt nicht mehr viel zu sagen. Er ging im Jahre 1785 nach Jena, fand für einige Jahre Unterkunft in Meiningen als Hof- und Kabinettsphilosoph und kehrte dann nach Jena zurück. Dort starb er am 2. Februar 1798. In seinen letzten Lebensjahren war er hauptsächlich auf die Unterstützung seiner Gönner angewiesen, wie aus einigen Stellen des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe hervorgeht. Goethe schrieb am 25. Dezember 1794: „Wegen des alten Obereits schreibe ich Ihnen heute noch ein Wort. Er scheint in großen Nöten zu sein; ich habe zwanzig Rthlr. für ihn, die ich Ihnen Sonnabend schicke. Wollten Sie ihm wohl indes etwas reichen? und überhaupt das Geld bei Sich behalten und ihm nach und nach etwas geben, denn er wird nie mit diesem Werkzeuge umzugehen

lernen.“ Schiller antwortete am 2. Januar 1795: „Ihre Aufträge wegen Obereit werden besorgt. Gegenwärtig hat er noch zu leben, weil ihm von Meiningen Geld geschickt worden ist. Etwas von dem vier Louisdor wird man notwendig auf seine Bekleidung wenden müssen, besonders da man ihm dadurch die Möglichkeit verschafft, fremde Tische zu besuchen, von denen ihn bis jetzt sein philosophischer Eynismus ausgeschlossen hat.“ Später schrieb Schiller auf eine Sendung Goethes („Was sagen Sie zu einer Schrift, aus der ich Ihnen beiliegende Stelle abschreiben lasse?“) am 19. Juni 1795: „Aus welchem Tollhause Sie das vortreffliche Fragment mögen aufgegriffen haben, weiß ich nicht, aber nur ein Berrückter kann so schreiben. Freund Obereit könnte es wohl geschrieben haben, doch zweifle ich daran. Es hat mir vielen Spaß gemacht.“ Die letzte Erwähnung Obereits findet sich in einem Briefe Goethes vom 30. Dezember 1795: „Hierbei ist ein Brief von Obereit, der in seiner Art wieder recht merkwürdig ist; ich will sehen, daß ich dem armen alten Mann etwas von unsern Herrschaften herausbettle.“

Das war Jakob Hermann Obereit. Er war weder ein Gakner noch Cagliostro oder Schröpfer und gehört doch mit ihnen in eine Reihe. Er ist eine bezeichnende Erscheinung für seine Zeit und ein Original, wie man es in unsern Tagen doch wohl kaum mehr antreffen wird.

Literatur zu Obereit: (außer den im Text erwähnten Quellen) der Artikel von H. A. Vier in der Allgemeinen deutschen Biographie, Band 24, S. 88 f.